

«Die 24-Stunden-Betreuung ist nur wegen der prekären Arbeitsbedingungen so günstig»

Soziologin Sarah Schilliger erklärt, warum es immer mehr Care-Arbeiterinnen in Schweizer Haushalten gibt, und was sich ändern müsste, damit ihre Situation sich verbessern würde.

INTERVIEW KLAUS PETRUS

Sarah Schilliger, in unserem Porträt geht eine Rumänin, die in Biel eine demente Frau rund um die Uhr pflegt, an Weihnachten für ein paar Tage nach Hause nach Bukarest zu ihrer Familie. Trotzdem ist sie in Gedanken bei dieser Frau und hat ein schlechtes Gewissen, sie allein zu lassen. Ist das typisch für diesen Beruf?

Sarah Schilliger: Ja, das ist oft zu beobachten. Die Care-Arbeiterinnen – es sind überwiegend Frauen – leben ja meist im Haushalt der Menschen, die sie betreuen. Sie werden zu einer wichtigen Bezugsperson. Es entsteht eine emotionale Nähe, manchmal betrachtet man sie gar als Familienmitglied. Das erschwert es den Care-Arbeiterinnen, ihren Anspruch auf eigene Freizeit und Privatsphäre einzufordern. Grenzen sie sich ab, kann das als Liebesentzug und Distanzierung gewertet werden. Dieses «Prisoner of Love»-Dilemma ist ein Hindernis, wenn es darum geht, sich gegen prekäre Arbeitsbedingungen zu wehren. Was gerade bei der sogenannten 24-Stunden-Betreuung besonders wichtig wäre, denn diese Arbeit ist nur schwer zu regulieren.

Weil sie im Privaten stattfindet?

Ja, denn in den privaten Haushalten dominieren weiterhin familiäre Normen wie die uneingeschränkte Verfügbarkeit der Hausfrau und der Aspekt der unbezahlten «Arbeit aus Liebe». Wenn die Care-Arbeiterinnen quasi rund um die Uhr und auf Abruf für eine Person da sein müssen, verwischt sich die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit. Damit einher geht eine Begrenzung des Lebensraumes und der Bewegungsfreiheit. Care-Arbeiterinnen sind meist an die Wohnung der Person gebunden, die sie betreuen. Sie leiden häufig unter sozialer Isolation und haben wenig Kenntnisse über die ihnen zustehenden Rechte.

Gerade die migrantische Care-Arbeit hat in Schweizer Haushalten in den vergangenen Jahren zugenommen. Wieso?

Es gibt verschiedene Gründe für die erhöhte Nachfrage. Einerseits wird unsere Gesellschaft immer älter, der Bedarf an Seniorenbetreuung wächst stetig. Andererseits steht die Betreuung durch Familienangehörige – zum Beispiel Töchter – nicht mehr so selbstverständlich zur Verfügung, weil Frauen viel häufiger erwerbstätig sind als früher. Vor allem bei Frauen zwischen 55 und 64 Jahren kommt es zunehmend zu Vereinbarkeitskonflikten zwischen Erwerbsarbeit und Pflege von Angehörigen. Und hier wird die 24-Stunden-Betreuung vermehrt als

Option gesehen, um Care-Lücken in Haushalten auszufüllen. Gleichzeitig tragen die erweiterte EU-Personenfreizügigkeit und das starke Wohlstandsgefälle innerhalb von Europa dazu bei, dass ein grosses Reservoir an flexiblen und billigen Arbeitskräften zur Verfügung steht.

Sie sprechen von einer Care-Lücke, welche die Migrantinnen schliessen. Was meinen Sie damit?

Viele pflegebedürftige Menschen möchten so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden bleiben. Nehmen sie einen ambulanten Pflegedienst in Anspruch, machen sie häufig die Erfahrung, dass die Spitex-Mitarbeitenden unter hohem Druck stehen. Für das Zwischenmenschliche bleibt kaum Zeit, weil sie ihre Arbeit sozusagen im Minutentakt abrechnen müssen. Kommerzielle Agenturen versprechen, dass ihre Arbeitskräfte sich umfassend Zeit nehmen können für eine persönliche Umsorgung, sie werben mit dem Slogan «Bezahlbare Pflege, unbezahlbare Herzlichkeit». Doch ist klar, dass die günstigste Option einer 24-Stunden-Betreuung nur möglich ist wegen der höchst prekären Arbeitsbedingungen von Migrantinnen. Nur weil der Privathaushalt vom Arbeitsgesetz ausgeschlossen ist, wird es überhaupt möglich, eine einzige Arbeitskraft rund um die Uhr im Einsatz zu halten. Im Altersheim sind dafür drei Schichten à je acht Stunden vorgesehen.

Bleiben wir noch bei diesem Slogan der bezahlbaren Pflege und unbezahlbaren Herzlichkeit. Mir fällt auf, dass Agenturen oft mit fragwürdigen Klischees werben: die Frau aus dem Osten, für die Familie und Fürsorge das Wichtigste sei. Woher kommt das?

Solche gender- und ethnizitätsspezifischen Stereotype tauchen tatsächlich immer wieder auf: Frauen aus Osteuropa seien quasi von Natur aus fürsorglich und aufopfernd und deshalb besonders geeignet für die Betreuung im Privaten. Dabei wird die Dienstleistung als ein Arrangement verkauft, bei dem die Ideale einer familiären Betreuung aufrechterhalten werden können. Die Agenturen nehmen dabei auch Bezug auf das schlechte Gewissen, das viele Angehörige haben, wenn sie sich überlegen müssen, die Eltern in einem Altersheim unterzubringen.

Aber ist das nicht eine klassische Win-win-Situation?

Tatsächlich setzt genau hier dieser Win-win-win-Diskurs ein, auf den nicht nur Agenturen, sondern auch Angehörige verweisen und der selbst in der Politik verbreitet ist: Pflegebedürftigen Menschen werde durch eine 24-Stun-

den-Betreuung eine umfassende Umsorgung im eigenen Zuhause ermöglicht, gleichzeitig würden Angehörige entlastet und schliesslich könnten Migrantinnen dank der Beschäftigung in Privathaushalten den prekären Bedingungen in ihrem Herkunftsland entfliehen und ein Vielfaches ihres Lohns im Herkunftsland verdienen. Was in vielerlei Hinsicht beschönigend ist und einiges ausblendet.

Woran denken Sie?

Punkto Lohn wird ausgeblendet, dass sich in der 24-Stunden-Betreuung ja meistens zwei Care-Arbeiterinnen in einem Rotationssystem alle ein bis drei Monate abwechseln. Sie sind dabei nur für die Zeit bezahlt, in der sie in Schweizer Haushalten im Einsatz stehen – ein Monatslohn muss folglich für zwei Monate reichen. Zudem müssen sie Fixkosten in der teuren Schweiz bezahlen – zum Beispiel Krankenkassenbeiträge. Völlig ignoriert wird zudem die Care-Situation im Herkunftsland. Die migrantischen Care-Arbeiterinnen sind selber mit einer vergleichbaren Situation konfrontiert wie viele Frauen in der Schweiz. Auch sie müssen neben ihrer Erwerbstätigkeit den eigenen Haushalt und die Betreuung von Kindern oder pflegebedürftigen Eltern organisieren. Nur sind sie über Monate weg von zuhause. Kommen sie dann nach ihren Einsätzen zurück, können sie sich meist nicht erholen, sondern sollen die während ihrer Abwesenheit liegengeliebene Hausarbeit erledigen.

Oder müssen selber eine Arbeitskraft einstellen, welche die Betreuung der Kinder oder pflegebedürftigen Eltern übernimmt?

«Meist sind Care-Arbeiterinnen gut ausgebildet und geniessen daheim ein hohes soziales Ansehen.»

BILD: ZVG



SARAH SCHILLIGER, 42, ist Soziologin und forscht zu Migration, Care, Citizenship-Politiken und sozialen Bewegungen. In ihrer Dissertation «Pflegen ohne Grenzen?» (2014) untersuchte sie die Arbeits- und Lebensrealitäten polnischer Care-Arbeiterinnen in der Schweiz. Aktuell leitet sie an der

Uni Bern ein internationales Forschungsprojekt, das in zehn europäischen Städten solidarische Projekte in den Bereichen Care, Wohnen und migrantische Rechte untersucht.

Genau, und oft sind dies Arbeitskräfte, die aus einem noch ärmeren Land kommen – in Polen sind es zum Beispiel Frauen aus der Ukraine. So entstehen globalisierte «Betreuungsketten», wobei die Entlohnung der entrichteten Arbeit entlang dieser Kette typischerweise abnimmt. Bezeichnend ist auch, dass diese Arbeit dabei hauptsächlich in weiblicher Verantwortung bleibt und es kaum zu einer Umverteilung der Care-Arbeit auf die Männer kommt.

Oft werden Care-Arbeiterinnen als Menschen dargestellt, die unqualifiziert sind und deren sozialer Status durch die Arbeit, die man ihnen hierzulande verschafft, aufgewertet wird. Gehört das auch zu diesem beschönigenden Diskurs?

Ja. Meist sind Care-Arbeiterinnen gut ausgebildet und geniessen daheim ein hohes soziales Ansehen. Das Gegenteil ist also der Fall: Häufig machen die Frauen in der Schweiz einschneidende Erfahrungen der Deklassierung; sie werden marginalisiert, bisweilen auch rassistisch diskriminiert. Es sind also nicht bloss geografische Distanzen, welche die Care-Arbeiterinnen zurücklegen, wenn sie etwa aus Polen in die Schweiz kommen, sondern auch soziale Distanzen.

Was muss passieren, damit sich die Situation der Care-Arbeiterinnen nachhaltig verbessert?

Man müsste die Care-Arbeit in Haushalten umfassender regulieren und die Care-Arbeiterinnen sozial besser absichern. Es ist unverständlich, weshalb Care-Arbeiterinnen, die in Privathaushalten angestellt sind, weiterhin vom Schweizer Arbeitsgesetz ausgenommen bleiben. Eine bessere Regulierung nützt jedoch nur, wenn die Care-Arbeiterinnen um ihre Rechte wissen und diese einklagen können. Wegweisend hierfür ist das gewerkschaftliche Netzwerk «Respekt@vpod» in Basel, in dem sich in den letzten Jahren polnische Care-Arbeiterinnen organisiert haben. Sie haben erfolgreich vor Gericht die Bezahlung von unbezahlten Überstunden eingefordert und damit die Arbeitsrealitäten in der 24-Stunden-Betreuung auch medial sichtbar gemacht. Die Care-Arbeiterinnen haben dabei das 24-Stunden-Modell infrage gestellt und stattdessen ein Schichtmodell eingefordert, bei dem ihnen genügend Freizeit, Erholung und das Recht auf eigene Privatsphäre zugestanden wird. Deutlich wurde dabei in meinen Augen einmal mehr, dass wir uns ganz grundsätzliche Gedanken über die Organisation von Care-Arbeit in unserer Gesellschaft machen müssen.

Und das heisst?

In meinen Augen kann es nicht die Lösung sein, Care zunehmend an einen globalisierten Markt auszulagern und als kapitalistische Dienstleistung zu organisieren, weil die Sorge-Verantwortung damit erneut ins Private geschoben wird und es letzten Endes eine weitere Abwertung dieser Tätigkeit bedeutet. Vielmehr sollten wir über ein grundlegend neues Verhältnis zwischen Erwerbs- und Care-Arbeit nachdenken und materielle sowie zeitliche Strukturen schaffen, die es erlauben, ohne Angst vor Erschöpfung, Armut und Renteneinbussen füreinander zu sorgen.



Serie: Die Unsichtbaren Wer sind die Menschen, an welche die Schweizer Mittelschicht immer mehr Arbeiten delegiert? Und wieso tut sie das? Eine Artikelreihe über neo-feudale Strukturen und ihre Hintergründe.

«Manchmal fühle ich mich wie ihre Tochter»

Sich abzugrenzen ist schwierig, das schlechte Gewissen meldet sich immer wieder. Denn Care-Arbeiterinnen wie Elena A. kommen den Menschen, die sie betreuen, emotional nahe.

TEXT KLAUS PETRUS FOTO DANIEL SUTTER

Als die Familie von Frau K.*, 81 Jahre alt und demenzkrank, Elena A.* fragte, ob sie sich vorstellen könne, im selben Zimmer zu schlafen wie Frau K., wurde ihr eng. Dabei kennt Elena A., 58, Frau K. schon seit gut zwei Jahren.

Damals begann Frau K. ihre Sachen zu verlegen, mal war es ein Schlüssel, mal eine Haarbürste, sie reagierte unwirsch auf Geräusche oder wurde aggressiv. Einmal packte sie ihren Enkel an den Haaren, einfach so. In ein Altersheim, das kam für Frau K., die zwischendurch klar und bestimmt ist, nicht infrage. Daraufhin engagierte ihre Tochter übers Internet eine, wie das heisst, «24-Stunden-Betreuung», eine Person, die bei ihrer Mutter wohnt und quasi rund um die Uhr für sie da ist.

So kam Elena A. in das Haus von Frau K. – und in ihr Leben.

Elena A. macht diese Arbeit seit 13 Jahren, lange war sie in Interlaken, jetzt in der Nähe von Biel. Im Schnitt bleibt sie für einen oder zwei Monate bei Frau K., dann reist sie für drei Wochen zurück nach Rumänien, wo ihr Mann und ihre beiden Söhne leben. Der jüngere ist noch am Studieren; mit dem Geld, das sie in der Pflege verdient, will sie ihn unterstützen. Ihr Mann arbeitet Teilzeit, sein Rücken macht ihm zu schaffen, seit er vor paar Jahren auf dem Bau einen Unfall hatte. Ist Elena A. wieder zurück bei Frau K., macht sie den Haushalt, sie putzt, kauft ein, kocht, bügelt, füttert die Katzen, sie badet Frau K., föhnt ihr Haar, cremt sie ein, sie hört ihr zu oder erzählt von sich, von ihrer Kindheit und wie das war im Kommunismus.

Frau K. sei nett und höflich und zivilisiert, sagt Elena A., nur in letzter Zeit, da gebe sie ab. «Sie schreit mich an, sagt unschöne Dinge, in der Nacht muss ich drei- oder viermal aufstehen, sie kann nicht mehr alleine sein. Ich glaube, sie hat Angst vor dem, was noch kommt, vor dem Tod.» Elena A. setzt das zu, sie fühlt sich oft hilflos, ist erschöpft, es plagt sie das schlechte Gewissen. Als sie letzte Weihnachten für vier Tage nach Hause flog, hatte Elena A. das Gefühl, sie müsse eigentlich in Biel sein und nicht

in Bukarest. «Ich kenne Frau K. inzwischen besser, als ihre Familie sie kennt. Sie steht mir nahe, manchmal fühle ich mich wie ihre Tochter.»

Probleme mit der Abgrenzung

Für Bozena Domanska ist die starke emotionale Bindung zwischen Care-Arbeiterinnen und den Personen, die sie betreuen, typisch für diese Art von Arbeit. «Man geht eine intime Beziehung ein, da fällt es schwer, sich einfach abzunabeln.» Die Polin Domanska wurde vor Jahren schweizweit bekannt, als sie in den Medien über ihre Situation als Care-Arbeiterin und die Machenschaften der Vermittlungsagenturen berichtete. Bei der Gewerkschaft VPOD betreut sie seither das Netzwerk «Respekt», das migrantische Care-Arbeiterinnen unterstützt. Abgrenzung sei ein grosses Problem, sie gehe oft einher mit einem schlechten Gewissen, sagt Domanska. «Wir kommen von aussen in ein Haus mit einem Menschen, der krank ist und unsere Hilfe benötigt, deshalb fühlen wir uns verantwortlich. Und das ist ja nicht nur negativ, Helfen ist etwas Schönes.»

Probleme mit der Abgrenzung hatte auch Elena A., als sie gefragt wurde, ob sie nicht die Nächte bei Frau K. im selben Zimmer verbringen könne. Unangenehm sei ihr das gewesen, doch sie hat geschwiegen. Aus Sorge, Frau K. könne ihr das verübeln. Und weil sie dieses schlechte Gewissen hat.

Ein schlechtes Gewissen plagt auch die Tochter von Frau K., Maria*, 43, Beraterin, geschieden, Mutter eines 13-jährigen. Bevor sie Elena A. engagierte, hatte sie sich um ihre Mutter gekümmert. Sie machte die grossen Einkäufe, putzte und wusch, holte sie auf eine Autofahrt ab, meist sonntags. «Bis das mit der Demenz und den Wutanfällen kam, da bekam ich Panik und wusste nicht mehr weiter. Ich arbeite Teilzeit, habe mein Kind, muss mir auch so schon jede freie Minute erkaufen. Und mein Bruder kann es nicht gut mit der Mutter.»

Dass ihr die eigene Mutter zur Last wird, das würde Maria K. bestreiten. Die Frage aber, was wir den eigenen Eltern schulden, treibe sie schon um. «Ich habe doch auch mein eigenes Leben, musste mir meine Unabhängigkeit erkämpfen. Die Mutter selber zu pflegen, hiesse ja: meine Karriere auf Eis legen. Kann ich das? Will ich das?» Die Antwort auf diese Fragen ist Elena A. Sie, die manchmal von Frau K. als «Mutter» redet, und von der Maria sagt, sie halte ihr einen Spiegel des eigenen Unvermögens hin, vielleicht sogar des Scheiterns – als Tochter und als Frau, die doch diese Rolle als selbstlos aufopferndes Wesen von sich weisen wollte, sie jetzt aber an eine andere Frau delegiert.

Das Modell «24-Stunden-Care» schien ihr passend, auch in finanzieller Hinsicht, wie sie einräumt. «Ein Altersheim kostet 10 000 im Monat, das können wir uns nicht leisten.» Die Online-plattform, über die sie Elena A. gefunden hat, ist eine blosse Vermittlungsagentur, den Arbeitsvertrag hat Maria K. mit der Rumänin selbst ausgehandelt: Fair für beide Seiten, wie sie sagt – jedenfalls im Vergleich dazu, was Elena A. in Rumänien verdienen würde.

«Ich bin immer parat»

Von einer Win-win-Situation reden auch die Agenturen, wenn sie ihr Angebot mit Slogans wie «Bezahlbare Pflege, unbezahlbare Herzlichkeit» bewerben. Für die Soziologin Sarah Schilliger ist dies beschönigend. «Die Care-Arbeiterinnen müssen Fixkosten in der teuren Schweiz bezahlen – zum Beispiel Krankenkassenbeiträge» (siehe Interview, Seite 18). Komme hinzu, dass die Care-Arbeiterinnen in der Zeit, da sie daheim sind und sich um ihren eigenen Haushalt kümmern müssen, nichts verdienen. «Sie sind nur für die Zeit bezahlt, in der sie in Schweizer Haushalten im Einsatz stehen – ein Monatslohn muss folglich für zwei Monate reichen», so Schilliger. Im Fall von Elena A. heisst das: 3800 Franken minus 990 Franken Kost und Logis, minus 220 Franken Reisekosten, geteilt durch zwei ergibt 1295 Franken. Bozena Domanska vom Netzwerk «Respekt» weiss von rumänischen Frauen, die für 1000 Franken im Monat 24-Stunden-Care-Arbeit verrichten, ohne Abzüge und schwarz.

Wie lange Elena A. diese Arbeit noch machen wird, weiss sie nicht. Sie brauche das Geld, die Rente in Rumänien sei mager und allein mit dem Lohn ihres Mannes würden sie nicht über die Runden kommen. Wenn sie von ihrem Alltag erzählt, redet Elena A. oft von Müdigkeit, die von einer permanenten Anspannung herrühre. Geht sie einmal die Woche mit ihrer Bekannten auf einen Kaffee, behält sie das Handy die ganze Zeit in der Hand, falls Frau K. anrufen sollte. «Ich bin immer parat, es könnte ihr ja etwas zustossen, dann muss ich für sie da sein.» Ausser ihre Bekannte und die Tochter von Frau K. trifft sie kaum Menschen, sie verbringt die Tage mit Frau K., die viel schläft und immer weniger redet. Oft sind die Nachrichten und kurzen Videos auf dem Handy ihre einzige Verbindung nach draussen.

In letzter Zeit, sagt Elena A., habe sie sich oft vorgestellt, wie es sein wird, wenn Frau K. verstorben ist. Vermutlich werde sie sich erneut um eine Rundum-Pflege in einer Familie bemühen. «Sicher, ich bin auf das Geld angewiesen», sagt Elena A. «Aber das ist nicht alles. Das Gefühl, gebraucht zu werden, ist genauso wichtig.»

* Namen geändert

Schwer zu regulieren

Betreuung in Haushalten unterliegt bisher nicht dem Arbeitsgesetz.

Neben 40 000 Sans-Papiers sind mehrere zehntausend Frauen aus Polen, Ungarn, Rumänien und der Slowakei in der Schweiz in der 24-Stunden-Betreuung tätig, die Zahl der Agenturen steigt jährlich an. Die Betreuung in Haushalten ist allerdings nur schwer zu regulieren und zu kontrollieren. Bisher ist sie nicht dem Schweizer Arbeitsrecht unterstellt, was das Bundesgericht diesen Januar jedoch relativiert hat: In einem Urteil kommt es zum Schluss, dass die Arbeit von 24-Stunden-Betreuerinnen, die bei einer Personalleihfirma angestellt sind, dem Arbeitsgesetz unterstellt sei. Das Urteil wird von der Branche angefochten, könnte aber zumindest dazu führen, dass der Bundesrat die Normalarbeitsverträge für 24-Stunden-Care-Arbeiterinnen neu überprüft. Der schweizweit gesetzlich geregelte Mindestlohn für Arbeiten in Privathaushalten liegt derzeit bei 3500 Franken pro Monat.

Gewerkschaften raten, sich an Agenturen zu halten, die als Arbeitgeber auftreten, ihren Sitz in der Schweiz haben, eine Bewilligung des jeweiligen Kantons vorweisen können, mindestens zwei Betreuerinnen vermitteln, die sich abwechseln, sowie eine Pauschale von monatlich wenigstens 6000 Franken verrechnen. Das Hilfswerk Caritas stellt mit seinem Programm «Betreuung zuhause» eine umfassende Beratung rund um 24-Stunden-Care-Arbeit zur Verfügung und vermittelt Care-Arbeiterinnen. Für den Fall, dass Familienmitglieder Arbeitgeber (von migrantischen) Angestellten sind, berät die Plattform careinfo.ch über rechtliche Aspekte. Ebenso das von der Gewerkschaft VPOD Basel gegründete Netzwerk «Respekt», das von der polnischen Care-Arbeiterin Bozena Domanska betreut wird. KP

Die Unsichtbaren – eine Serie in mehreren Teilen

– Teil 1/Heft 522: Reinigungspersonal

– Teil 2/Heft 524: Care-Arbeiterinnen

Immer mehr Menschen lagern unliebsame oder wenig angesehene Arbeiten an andere aus: Putzen, Ernte, Care-Arbeit. Weil sie können oder müssen. Wir möchten wissen, wer nun diese Arbeiten verrichtet und unter welchen Bedingungen. Und was dies für Folgen hat.

Dienst am Menschen

Die Zahl der Pflegebedürftigen steigt – die Fragen zu Kosten, Verantwortung und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie bleiben ungeklärt.

INFOGRAFIK MARINA BRÄM

367 479

Personen wurden 2020 für die häusliche Langzeitpflege als Klient*innen in der Schweiz registriert.



Der Graubereich

Seit 2011 stieg die Nachfrage seitens Klient*innen in der Langzeitpflege um rund 80 Prozent. Es gibt mehrere zehntausend 24-Stunden-Care-Arbeiterinnen aus Osteuropa (Polen, Ungarn, der Slowakei oder Rumänien).

40 000

Sans-Papiers (Schätzung) arbeiten in Schweizer Privathaushalten. Sie kommen vor allem aus Lateinamerika.



CHF 6000.-

sollten Arbeitgeber*innen über Agenturen an Pflegekräfte im Minimum bezahlen.

CHF 2450.-

«Tiefpreisgarantie» eines unseriösen Anbieters.

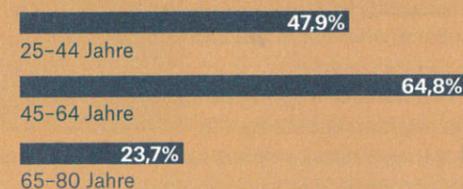


3 Pflegestellen waren 2020 pro 1000 Einwohner*innen registriert im Einsatz.

Rund 16 Stellen für die Altersgruppe 65+.

Pflegeleistung in der Familie

Personen, die im Jahr 2018 ihre Eltern/Schwiegereltern unterstützten, in Prozent.



24-Stunden-Pflege, Ausgaben pro Monat

Geregelte Arbeitgeber*in

- 1 Staatlich/gemeinnützig: CHF 13 000.-
- 2 Spitex: Auf Anfrage

Gesetzlich geregelter Mindestlohn

- 3 In Haushalten: CHF 3500.-

Schwarzarbeit

- 4 Privater Arbeitsvertrag: CHF ab 1500.-